

CORINA BOMANN

SPIEGEL  
Bestseller

# SOPHIA'S HOFFNUNG

Die Farben  
der Schönheit

ullstein 

Dr. Meyerhoff kümmerte sich bereits seit vielen Jahren um unsere Familie. Er hatte mich schon als Kind untersucht, wenn ich wieder einmal Bauchschmerzen oder eine Mandelentzündung hatte. Der Mann mit dem buschigen schwarzen Bart flößte mir damals oft Angst ein.

Mittlerweile war er ergraut und erschien mir wie ein milder Großvater. »Guten Abend, Fräulein Sophia, was fehlt uns denn?«

Dass er »uns« sagte, erheiterte mich. Ihm fehlte sicher nichts und mir auch nicht.

»Sie ist plötzlich in der Küche umgefallen«, erklärte meine Mutter, während sich mein Vater diskret zurückzog, denn es stand zu erwarten, dass ich mich frei machen musste. »Sie sind gerade von der Universität gekommen, nicht wahr, Sophia?«

Ich nickte ergeben, obwohl die Aussage nur bedingt stimmte.

»Dann wollen wir doch mal schauen.«

Der Arzt öffnete seine Tasche, holte Stethoskop und Blutdruckmesser heraus. Er beugte sich über mich, leuchtete mir mit einem kleinen Lämpchen in die Augen, prüfte meinen Puls.

»Wenn Sie bitte hinausgehen würden, Frau Krohn?«, wandte er sich an meine Mutter. »Ihre Tochter ist kein kleines Kind mehr und könnte es als peinlich empfinden, sich in Ihrem Beisein zu entblößen.«

Mutter nickte und wandte sich um. Wenig später war ich mit dem Arzt allein.

»Sie ahnen schon, um was ich Sie jetzt bitten muss«, sagte er und wandte sich erneut seinem Koffer zu. »Unterhemd und Unterhose können Sie anbehalten.«

Ich erhob mich, schälte mich aus meiner Bluse und stieg aus meinem Rock. Vorsichtshalber stützte ich mich am Bettpfosten ab. Noch immer hatte ich ein wackliges Gefühl in den Knien.

Dr. Meyerhoff schob sich das Stethoskop in die Ohren und legte mir die Blutdruckmanschette an.

»Heben Sie das Hemd bitte hinten an«, verlangte er schließlich.

Ich beugte mich vornüber und zuckte zusammen, als das kalte Metall meine Haut berührte.

»Haben Sie sich in den letzten Tagen unwohl gefühlt oder irgendwelche Veränderungen verspürt?«, fragte er leise, während er meinen Rücken abhorchte.

Ich atmete zitternd durch. Sicher würde er herausfinden, was los war. Wenn er es nicht bereits vermutete ...

»Legen Sie sich bitte auf den Rücken, ich möchte Ihren Bauch abhören.«

Ich tat, was er verlangte, und versuchte die Erinnerung zu verdrängen, wie Georg sich über mich gebeugt hatte.

»Ich habe meine Periode nicht bekommen«, platzte es aus mir heraus.

Dr. Meyerhoff hielt inne. »Sie ...«

Ich richtete mich wieder auf. Mittlerweile war ich sicher, dass die Ohnmacht von meinem Zustand herrührte. Dr. Meyerhoff würde zu demselben Ergebnis kommen, wenn er seine Untersuchung fortsetzte.

»Ich bin schwanger«, sagte ich leise und senkte den Blick.

»Aber warum hat Ihre Mutter nicht ...« Er stockte, schüttelte verständnislos den Kopf.

»Meine Eltern wissen noch nichts davon. Ich war heute Nachmittag bei Dr. Sahler, sie meinte, dass ich vielleicht schon im zweiten oder dritten Monat bin.«

Der Arzt starrte mich überrascht an. Hinter seiner Stirn ratterten die Gedanken.

»Und der Vater?«, fragte er schließlich. »Wer ist er?«

»Das möchte ich für mich behalten«, gab ich zurück. »Aber er weiß es.«

»Hat denn Konsens zwischen Ihnen beiden bestanden?«

Als ob es meine Lage ändern würde, wenn es anders gewesen wäre!

»Ja, das hat es. Er hat mir keine Gewalt angetan. Es war ... unglücklich ...« War es das wirklich? Wir hatten einen wunderbaren Abend verbracht, von dem ich glaubte, dass er uns glücklich machen würde. Aber offenbar zahlte man für alles einen Preis.

Dr. Meyerhoff überlegte. »Wenn Sie wünschen, sage ich Ihren Eltern nichts«, erklärte er dann. »Sie sind zwar noch nicht volljährig, aber in diesem Fall würde ich eine Ausnahme machen. Allerdings wird Ihr Zustand nicht auf ewig zu verheimlichen sein.«

Ich war hin- und hergerissen. Wenn er es für sich behielt, würde ich wie lange sicher sein? Noch einen Monat? Zwei? Der Zorn meines Vaters würde über mich hereinbrechen, so oder so. Den Unterschied konnte allein Georg machen.

»Ich weiß«, sagte ich schließlich, dann sah ich ihn an. In seinen Augen lag Bedauern, so als hätte er eine schlimme Krankheit bei mir festgestellt. Und so fühlte ich mich auch. Mein Magen brannte, und mein Herz raste. Die Angst wuchs und wuchs. Würde ich sie noch einen weiteren Monat aushalten können? Konnte ich warten, bis Georg auf mich zukam? Würde er es tun? Ich konnte nicht beweisen, dass es sein Kind war. Wie leicht würde man mir unterstellen können, dass ich nur einen Vorteil herauschlagen wollte ...

Ich blickte auf meine Hände, die ich so fest zu Fäusten geballt hatte, dass die Knöchel schneeweiß hervortraten. »Sagen Sie es ihnen.«

»Sind Sie sicher?«

»Es wird nicht besser, wenn ich warte«, gab ich mit grimmiger Entschlossenheit zurück.

Der Arzt legte die Hand mitfühlend auf meinen Arm und nickte. »Sie müssen ab sofort gut auf sich achten und genügend essen«, sagte er sanft. »Haben Sie sehr unter Übelkeit zu leiden?«

»Mein Geschmackssinn ist nicht mehr derselbe, und meine Nase ist viel zu empfindlich. Aber die Übelkeit ist noch erträglich.«

Damit schien Dr. Meyerhoff alles zu wissen, was er wissen wollte. Er packte sein Stethoskop in die Tasche zurück. »Gut. Ich verschreibe Ihnen etwas für den Fall, dass es schlimmer wird.«

Ich nickte, griff nach meinem Rock, zog ihn an meinen Hüften hoch. Dann warf ich mir die Bluse über.

Dr. Meyerhoff verließ das Zimmer.

Ich schloss die Augen. Die Zeit schien stehen zu bleiben.

Erst Mutters kummervolles Aufheulen brachte mich in die Wirklichkeit zurück.

»Bitte beruhigen Sie sich!«, redete Dr. Meyerhoff beschwichtigend auf sie ein. »Das ist nicht das Ende der Welt. Eigentlich ist es ein freudiger Anlass.«

»Freudig?«, peitschte die Stimme meines Vaters.

Im nächsten Augenblick stürzte er zur Tür herein. Dieselben Hände, die mich aus der Küche getragen und vorsichtig auf mein Bett gelegt hatten, packten nun grob meine Schultern und schüttelten mich.

»Was hast du dir dabei gedacht!«, schrie er mich an. »Was hast du dir gedacht? Wer ist dieser Kerl? Sag es mir!«

»Herr Krohn, bitte!«, kam mir der Arzt zu Hilfe und fasste Vater bei den Armen. »Sie dürfen Ihre Tochter nicht so anpacken.«

Er ließ mich los und trat einen Schritt zurück. Ich wich in Richtung Fenster aus. Die Abdrücke seiner Finger pochten schmerzvoll.

»Wer hat dich geschwängert?«, fuhr Vater mich an. »Ich bringe den Kerl um! War es einer aus deinem Jahrgang? Nenn mir den Namen des Hallodris!«

Vaters Augen waren dunkel wie Kohlen und schienen gleichzeitig zu brennen. Im Hintergrund hörte ich Mutter noch immer weinen.

Ich brachte keinen Ton hervor.

»Herr Krohn«, meldete sich Dr. Meyerhoff zu Wort. »Bitte versuchen Sie, die Sache rational zu betrachten. Es sind natürliche Vorgänge.«

»Natürliche Vorgänge?«, echote mein Vater wütend und wirbelte herum. »Sie gehen jetzt besser! Das ist eine Sache zwischen mir und meiner Tochter!«

Dr. Meyerhoff rang mit sich, nickte aber schließlich.

»Ich lasse Ihnen wie besprochen ein Medikament gegen die Übelkeit schicken«, sagte er an mich gewandt. Dann verließ er die Wohnung.

Vater blieb wutschnaubend vor meiner Zimmertür stehen, wie ein Wächter, der sicherstellen wollte, dass ich nicht entwich. Eine ganze Weile schwiegen wir uns an.

»Wer ist der Kerl?«, fragte er noch einmal drohend. »Du wirst ihn heiraten müssen, damit die ganze Schande nicht öffentlich wird.«

»Ich ... ich kann ...« Meine Stimme versagte.

»Was kannst du?« Vater trat wieder einige Schritte auf mich zu. Mutter hatte inzwischen mit dem Weinen aufgehört. Ich wünschte mir, dass sie kommen und mich in Schutz nehmen würde. Dass sie sagen würde, dass wir eine Lösung finden konnten. Aber sie blieb meinem Zimmer fern.

»Ich ... ich kann ihn nicht heiraten!«, sagte ich schnell, als Vater dicht vor mir stand. Ich hätte mich schon aus dem Fenster werfen müssen, um ihm zu entgehen. Doch er rührte mich nicht noch einmal an.

»Warum nicht? Mit was für einem Taugenichts hast du dich eingelassen?«

»Er ... er ist ... verheiratet«, stammelte ich und erwartete jeden Augenblick eine Ohrfeige als Strafe. Mein Vater hob zwar die Hand, aber er hielt in der Bewegung inne. In seinen Augen sah ich, dass ihm dämmerte, wer der Schuldige sein könnte.

»Ist es dieser Dozent, bei dem du arbeitest? Hat er dich verführt?«

Ich presste ertappt die Lippen zusammen. Ich hätte mich verteidigen und behaupten können, dass er damals in Scheidung gelebt hatte. Dass ich mir Hoffnungen auf ihn gemacht hatte. Doch das würde genau diese Art Kampf verursachen, vor dem ich mich fürchtete und für den ich zu schwach war.

»Ich wusste es ... Dieser Mistkerl!«, raunte er und richtete seinen Blick auf den Teppich. Was würde jetzt geschehen?

Der Blick meines Vaters wurde hart.

»Du verlässt meine Wohnung. Sofort!«, peitschte mir seine Stimme entgegen, und sein Finger deutete auf die Tür. »Ich will nicht mit einer gedankenlosen Hure unter einem Dach wohnen! Sieh zu, wie du aus diesem Schlamassel herauskommst! Allein!«

Ich spürte, wie in meinem Innern etwas zerbrach, wie eine Scheibe, die zuvor schon einen Riss gehabt hatte und nun dem äußeren Druck nicht mehr standhalten konnte.

Vater verließ mein Zimmer, doch seine Worte hallten weiterhin im Raum nach. Eine gedankenlose Hure. Ja, das war ich. Aber auch immer noch seine Tochter.

Das Schlimmste daran war jedoch, dass ich genau diese Reaktion vorhergesehen hatte.

Plötzlich fühlte ich mich wie im freien Fall. Ein Topf mit Geranien, der vom Fensterbrett in die Tiefe stürzte. Doch ich zerschellte nicht beim Aufprall auf dem Boden. Ich blieb einfach stehen und begriff, dass dies meine letzten Augenblicke in diesem Zimmer sein würden.

Aus der Küche hörte ich meine Mutter. »Heinrich, das kannst du nicht tun! Sie ist deine Tochter!«

»Und ob ich das tun kann!«, brüllte er. »Sie hat eine Entscheidung getroffen, als sie zu diesem Kerl ins Bett gestiegen ist. Jetzt soll sie auch mit den Konsequenzen zurechtkommen!«

»Aber wo soll sie denn hingehen?«

»Das ist ihre Sorge! Soll sie zu diesem Kerl gehen! Ich will sie nicht mehr hier sehen!«

Jedes Wort war wie ein Dolchstich. Es erleichterte mich, dass meine Mutter noch ein wenig zu mir hielt, aber gleichzeitig war mir klar, dass sie zu schwach war, um sich gegen ihn durchzusetzen. Sie würde sich fügen müssen. Genauso wie ich.

Ich atmete tief durch. Mein Verstand suchte fieberhaft nach einer Lösung. Ich konnte zu Georgs Labor gehen. Er war nicht dort, aber ich besaß für alle Fälle einen Schlüssel. Allerdings sträubte sich etwas in mir vehement dagegen.

Nein, ich brauchte etwas anderes. Ich brauchte jemand anderen.

Während ich nachdachte, wettete mein Vater weiter. Seine Worte jagten dahin wie Wolken bei einem Sturm.

»Sie ist deine Tochter!«, rief Mutter schließlich, und Vater entgegnete: »Ich habe keine Tochter mehr!«

Schritte donnerten durch den Flur, dann schlug eine Tür zu.

Ich zitterte am ganzen Leib. Aus Angst, aus Wut und Enttäuschung.

Ich hörte Mutter erneut weinen, doch sie erschien nicht in meinem Zimmer. Mama, dachte ich. Mama, warum kommst du nicht her? Warum kommst du nicht her und redest mit mir? Minutenlang wartete ich. Vergebens. Irgendwann verschwand sie im Schlafzimmer.

Tränen liefen über meine Wangen, aber ich war zu geschockt, um Schmerz zu fühlen. Ich hätte zu ihnen gehen, sie um Vergebung anflehen sollen. Doch ich wusste,